

**SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 Wissen - Manuskriptdienst**

**„digital natives“
Mythen und Fakten zur neuen Mediengeneration**

Autor: Martin Hubert

Redaktion: Anja Brockert

Regie: Günter Maurer

Sendung: Donnerstag, 26. November 2009, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2 Webradio unter www.swr2.de

Besetzung:

Erzählerin

Zitator 1 (overvoice)

Zitator 2

Elemente:

Musik 1 - wilder sound der younger generation / Musik 2 - klassisch, z.B. Bach-Variationen /

Atmo 1 - Handy-Ton / Atmo 2 - Kernspingeräusche

Dieses Manuskript enthält Textpassagen in [Klammern], die aus Zeitgründen in der ausgestrahlten Sendung gekürzt wurden.

Regie: Atmo 1 Handy-Ton

O-Ton 1 (Nico)

Ich würd' sagen, dass wir schon ein bisschen fixer sind.

Regie:

Musik 1 (wild) kurz hoch, dann unterlegen

O-Ton 2 (Hannah)

Also in meiner Gastfamilie in England, da war ich grad drei Wochen: die Gastmama, ich glaub', die war fünfundsechzig, die hatte keinen Computer zu Hause, die hatte auch ein Telefon mit Schnur und kein Handy!

Erzählerin:

Hannah und Nico, zwei Vertreter einer neuen, ziemlich fitten Generation:

O-Ton 3 (Nico)

Einfach wie meine Eltern mit 'nem normalen, einfachen Programm, dem Explorer umgehen.

Erzählerin:

Die Frage ist: wie fit?

O- Ton 4 (Hannah)

Wenn man sich ältere Leute anguckt, die sind immer lahmer als man selber (lacht)

Regie:

Musik 1 weg, dann Atmo 1 Handy-Ton

Ansage:

„digital natives“ - Mythen und Fakten zur neuen Mediengeneration.

Eine Sendung von Martin Hubert.

Regie: Musik 1 wieder hoch

O- Ton 5 (Hannah)

Ich glaube, mein erstes Erlebnis war, als mein Vater seinen alten Gameboy ausgegraben hat und ich mich damit beschäftigt habe. Ich schätze mal, ich war so sechs.

Erzählerin:

Eine neue Generation ist herangewachsen, die sich in ihrer Kindheit nicht nur mit Puppen und Teddies beschäftigt hat, sondern genauso intensiv mit Gameboy und Computerspielen.

O- Ton 6 (Small)

Technology is changing our lifes and our brains.

Zitator 1 (overvoice):

Die Technik verändert unser Leben und unsere Gehirne.

Erzählerin:

Gary Small gehört zu denjenigen, die mit dem digitalen Zeitalter große Herausforderungen auf uns zukommen sehen. Als Professor für Neurowissenschaft am "Memory and Aging Research Centre" der Universität Los Angeles ist er eigentlich ein Spezialist für das alternde Gehirn. Die neuen Realitäten haben seinen Blickwinkel aber enorm erweitert. Als er erlebte, wie seine Tochter ständig per SMS mit ihren Freundinnen kommunizierte, begann er die neuesten Umfrageergebnisse über den Umgang mit den digitalen Medien in den USA zu studieren. Er las, dass sich amerikanische Jugendliche heute im Durchschnitt über acht Stunden lang mit digitaler Technik beschäftigen. Ein voller Arbeitstag. Auch in Deutschland gehören die digitalen Medien längst zum Alltag der Jugendlichen.

O- Ton 7 (Nico)

Also ich wach halt morgens auf, mein Handy klingelt als Wecker, meistens ist mein PC noch an, weil ich mir abends noch 'nen Film angeguckt habe. Und dann geh ich erst mal in die Schule, simse ein bisschen in der Schule, telefoniere in der Schule, je nachdem, was so ansteht. Danach, wenn ich nach Hause komme, geht zuerst der PC wieder an, schreib' dabei was, oder telefoniere, also schreib' dann SMS, meine ich.

Erzählerin:

Mehr als 18 Prozent der amerikanischen College-Studenten sind nach neueren Studien pathologische Internet-Nutzer. 58 Prozent gestehen, dass sie so oft im Netz hängen, dass ihr Studium darunter leidet.

Als Neurowissenschaftler wusste Gary Small, wie veränderbar das Gehirn durch äußere Einflüsse ist. Er zog aus diesen Zahlen einen weitreichenden Schluss: Die Generation, die in die digitale Medienwelt hineingeboren wurde, sei dabei, andere Gehirne auszubilden, damit einen anderen Geist und eine andere Psyche.

Regie: Musik 1 kurz frei, dann unter Erzählerin langsam ausblenden

Erzählerin:

Small bezeichnet diese Generation als „digital natives“, als „digitale Eingeborene“. Er greift damit einen Begriff des Amerikaners Marc Prensky aus dem Jahr 2001 auf. Prensky, ein Erfinder von elektronischen Lernspielen, hatte damit die Generation der etwa zwischen 1980 und dem Jahr 2000 Geborenen bezeichnet – die erste Generation, der der Umgang mit den neuen Medien quasi in die Wiege gelegt wurde. Gary Small bezeichnet jedoch zwei Altersgruppen als „digital natives“: Neben dem harten Kern der heute Neun- bis 29jährigen, der „Generation Millenium“, gehören für ihn auch die 29 bis 40jährigen dazu. Viele von ihnen haben sich eigenständig in die digitalen Medien eingearbeitet und können es problemlos mit den Jüngeren aufnehmen.

Regie: Akzent

Zitator 1:

Testen Sie, ob sie ein digital native sind!

Zitator 2:

Haben Sie mindestens fünf ihrer Freunde im Internet kennengelernt?

Zitator 1:

Checken Sie morgens als allererstes Ihre emails?

Zitator 2:

Kaufen oder downloaden Sie routinemäßig Musik online?

Zitator 1:

Schauen Sie regelmäßig bei mindestens fünf Blogs vorbei?

Zitator 2:

Chatten Sie regelmäßig mit Ihren Freunden per instant messaging?

Zitator 1:

Nutzen Sie Ihr Handy eher zum simsen als zum telefonieren?

Zitator 2:

Aus dem "digital native level check" des Japanischen Fernsehen im Internet

Regie: Musik 2

Erzählerin:

Von den „digital natives“ setzt Gary Small die „digital immigrants“ ab, die "digitalen Einwanderer", die sich die neuen Medien eher mühsam aneignen mussten. Auch hier unterscheidet er zwei Untergruppen. Zum einen die sogenannten "Baby-Boomer", die heute zwischen fünfundvierzig und dreiundsechzig Jahren alt sind. Sie haben meist noch eine Kindheit ohne Gameboy, Computerspiele und Handy hinter sich, konnten sich aber mit dem Internet in nicht allzu hohem Alter anfreunden. Und dann gibt es noch die sogenannten „Senioren“, die über Dreiundsechzigjährigen. Diese Generation ist am wenigsten mit der digitalen Technik vertraut und nutzt eher die traditionellen Medien.

Regie: Musik 2

Zitator 2: (bitte so sprechen, als wenn er gerade etwas schreibt)

26. November 2009. Seit über sechzig Jahren schreibe ich jetzt jeden Abend das Datum in mein Heft. Tagebuchschreiben ist mir so zu Gewohnheit geworden, dass ich eigentlich gar nicht mehr richtig darüber nachgedacht habe. Aber heute komme ich mir ein bisschen komisch dabei vor. Das war ja ein furioser Auftritt heute Mittag. Enkel Jonas kommt, bringt den Laptop mit, baut ihn auf, fängt in Nullkommanix an damit zu arbeiten und erklärt mir dabei, wie es funktioniert. Mein Standardausdruck war „langsam“, seiner: „Brauchen wir nicht, Opa!“ Gebrauchsanweisung - brauchen wir nicht. Einübungsphase - brauchen wir nicht. Angst vor Fehlern brauchen wir auch nicht zu haben. Einfach learning by doing. Jetzt ist er weg, den Laptop habe ich zur Seite getan, und nun sitze ich wieder hier vor meinem Tagebuch. Und plötzlich kommt es mir unwirklich vor.

Erzählerin:

Der Ausdruck "digital natives" geistert inzwischen durch Feuilletons und Werbeindustrie - so als stünde ein radikaler gesellschaftlicher Wandel bevor. Auch Neurowissenschaftler Gary Small meint, dass der Gegensatz zwischen den "digital natives" und den "digital immigrants" die Gesellschaft prägt. Einen zentralen Unterschied sieht er zum Beispiel beim Multitasking, dem parallelen

Ausführen verschiedener Tätigkeiten. Zwar hätte man auch früher schon mal gleichzeitig telefoniert, ein Formular ausgefüllt und dabei vielleicht auch noch auf den Fernsehschirm geschaut. Doch für die junge Generation seien parallele Tätigkeiten sehr viel selbstverständlicher, geschähen häufiger und schneller. Das Gehirn der "digital natives" sei inzwischen darauf trainiert, möglichst gleichzeitig an verschiedenen digitalen Fronten tätig zu sein: simsen, computerspielen, chatten und podcasten. Gerald Hüther, Neurobiologe an der Universität Göttingen rät allerdings zur Vorsicht:

O- Ton 8 (Hüther)

Wenn ich ganz ehrlich bin: aus neurobiologischer Sicht ist Multitasking Unsinn, einfach deshalb, weil wenn man sich mit vielen Dingen gleichzeitig befasst, man eigentlich nichts richtig machen kann, das weiß ja jeder.

Erzählerin:

Wenn man eine aktuelle Aufgabe erledigen will, muss man dafür im Gehirn eine bestimmte Anzahl von Informationen bereithalten - zum Beispiel die Zahlen und Regeln, um eine Rechenaufgabe zu lösen. Dafür ist das sogenannte Arbeitsgedächtnis im Gehirn verantwortlich. Allerdings ist seit langem bekannt, dass die Aufnahmekapazität dieses Arbeitsgedächtnisses beschränkt ist. Daher ist es letzten Endes unmöglich, viele Dinge tatsächlich gleichzeitig zu erledigen. Neuerdings bieten viele Psychologen jedoch Übungsprogramme für Multitasking an, und aktuelle Studien wollen belegen, dass sich die Fähigkeit zum Multitasken auf jeden Fall verbessern lässt; man also zumindest lernen kann, immer schneller zwischen verschiedenen Aufgaben hin und her zu wechseln. Diese Studien sind zwar umstritten, aber Gerald Hüther meint, dass der Trend zum Multitasking dennoch zunehmen wird:

O- Ton 9 (Hüther)

Wenn wir nun aber in einer Welt leben, in der viele Menschen der Meinung sind, es sei wichtig, vieles gleichzeitig zu machen, dann wird das wieder als normal betrachtet: Mit dem Ergebnis, dass es dann immer mehr Menschen gibt, die eben stolz darauf sind, dass sie 25 Dinge gleichzeitig machen können.

Erzählerin:

SMS checken, am PC eine Tabelle vervollständigen, Emails kontrollieren - die digitalen Medien fördern sicher die Tendenz, mehrere Aufgaben so schnell und so parallel wie möglich zu erledigen. Und es lässt sich nicht bestreiten, dass vor allem die "digital natives" früh an einen schnellen Informationsumschlag gewöhnt wurden. Wissenschaftler wie Ernst Pöppel, Professor für Medizinische Psychologie an der Universität München, fürchten, dass dadurch ein "schizoider", ein zerrissener Denkstil entstehen könnte. Man wechselt so rasch wie möglich zwischen verschiedenen Inhalten hin und her, ohne sie miteinander zu verbinden. Dadurch könnte die Motivation und die Fähigkeit abnehmen, sich längerfristig größeren Zusammenhängen zu widmen.

Regie: Musik 1, darüber:

O-Ton 10 (Hannah)

Ich guck' einfach nicht gern in Bücher, um Informationen – also klar, wenn man eine Buch liest, dann kriegt man immer Informationen - aber ich schlag' einfach ungern in Lexika nach, weil das dauert einfach so lange, da muss man: „Inhaltsverzeichnis-Hä?“, und dann „Was such ich?“ und dann musst du quer lesen und so. Im Internet gibst du

einfach Stichwort ein und dann hast du es.

Erzählerin:

Bleibt die Frage, ob die digitale Technik das Gehirn wirklich schneller und flexibler macht? Gary Small ist einer der ersten, der versucht hat, diese These experimentell zu bestätigen.

Regie: Atmo 2: Kernspin

O-Ton 11 (Small)

We call it „The brain on Google“. It's the first time ... when it searches online.

Zitator 1 (overvoice):

Wir haben unser Experiment „Das Gehirn beim Googeln“ genannt. Es ist das erste Mal, dass überhaupt jemand untersucht hat, was im Gehirn passiert, wenn jemand online recherchiert.

Erzählerin:

An dem Experiment nahmen drei interneterprobte Versuchspersonen und drei ohne Interneterfahrung teil. Alle waren Mitte Fünfzig. Sie lagen in einem Magnetresonanztomographen, der registrierte, was sich in ihrem Gehirn veränderte, wenn sie sich bestimmten Aufgaben widmeten. Die Versuchspersonen sollten zum einen im Internet eine Reise zu den Galapagosinseln planen oder sich über die gesundheitlichen Folgen des Schokoladenkonsums informieren. Zum anderen sollten sie einfach nur eine Buchseite lesen.

O- Ton 12 (Small)

Here are the basic results ... greater than the twofold extend of activity.

Zitator 1 (overvoice)

Das sind unsere wesentlichen Ergebnisse: wenn die Versuchspersonen, die keine Erfahrungen mit dem Internet hatten, eine Buchseite lasen, wurden verschiedene Regionen in ihrem Gehirn aktiv, zum Beispiel die für Gedächtnis oder für Lesen. Ein ganz ähnliches Hirnmuster zeigte sich bei ihnen auch, wenn sie im Internet recherchierten.

Als die interneterfahrenen Versuchspersonen eine Buchseite lasen, war ihr Gehirn in gleicher Weise aktiv. Wenn diese aber im Internet recherchierten, erhöhte sich die Aktivität in ihrem Gehirn um mehr als das Doppelte!

Erzählerin:

Offenbar, schloss Small, beansprucht eine Recherche im Internet das Gehirn zwei mal mehr als das Lesen eines Buches - aber nur bei denjenigen, die mit dem Internet vertraut sind. In ihrem Gehirn seien durch die Internetnutzung eben schon Schaltkreise aufgebaut worden, die das Internet-Angebot adäquat nutzen können. Wie bei einem geübten Klavierspieler, dessen Gehirn Nervenverbindungen angelegt hat, mit denen er seine Finger virtuos auf den Tasten bewegen kann.

Da an diesem Experiment nur sechs Versuchspersonen teilgenommen haben, scheint seine Aussagekraft begrenzt zu sein. Neurobiologe Gerald Hüther nimmt die Ergebnisse trotzdem ernst - und deutet sie kritisch:

O- Ton 13 (Hüther)

In dem Augenblick, wo ich in einem solchen Scanner sitze und eine Buchseite lese, mache ich ja nichts weiter als meine Augen zu bewegen über die Zeilen, ich muss die Worte entschlüsseln. Und ob ich das am Ende überhaupt verstanden habe oder nicht, was ich da gelesen habe, wird ja gar nicht abgefragt. Wenn ich aber in denselben Scanner gelegt werde und dort eine Websuche betreiben soll, ist zwangsläufig mehr im Gehirn aktiviert, denn ich muss zumindest die Hand noch bewegen, um die Maus zu bestätigen, ich muss relativ viele Bilder anschauen, und ich muss mit sehr viel Informationsfülle umgehen, weil ich ja sehr viele Stichworte bekomme, die ja alle nicht zusammenhängen. Und insofern ist klar, dass ich also bei einem solchen Durcheinander wie so einer Websuche im Gehirn auch mehr Durcheinander erzeuge als beim Lesen eines Buches. So herum würde ich das interpretieren.

Erzählerin:

Für Gerhard Hüther belegt das Experiment zwar, dass bei routiniert ausgeführten Internetrecherchen im Gehirn mehr los sein kann als bei einer Buchlektüre. Aber das heißt für ihn noch lange nicht, dass dabei in sinnvoller Weise Informationen verarbeitet werden. Gary Small dagegen hat so etwas wie eine langfristige Utopie des digitalen Zeitalters im Auge:

O-Ton 14 (Small)

I am hoping that with all this ... improve the quality of our life.

Zitator 1 (overvoice)

Ich hoffe, dass sich unser Gehirn mit Hilfe all dieser Technologien auf ein höheres Intelligenzniveau erheben und sich unsere Lebensqualität verbessern wird.

Erzählerin:

Darin fühlt er sich durch weitere Untersuchungsergebnisse bestärkt.

O-Ton 15 (Small)

We have a part two of this study ... train an old brain new technology tricks.

Zitator 1 (overvoice) Wir haben eine zweite Version unserer Google-Studie durchgeführt. Dabei sollten dieselben Versuchspersonen, also vor allem auch die Internetunferahrenen, eine Woche lang ungefähr eine Stunde pro Tag online recherchieren. Wir haben danach ihr Gehirn analysiert - und tatsächlich: in diesem ziemlich kurzen Zeitraum haben sich die Gehirne beider Gruppen sehr stark einander angeglichen. Sie können einem älteren Gehirn also ziemlich rasch die neuen technischen Tricks beibringen.

Erzählerin:

Das heißt, auch über Fünfzigjährige können sehr schnell Verbindungen in ihrem Gehirn aufbauen, mit denen sie dem Internet gewachsen sind.

Regie: Musik 2, darüber:

Zitator 2:

Was ich am Tagebuchschreiben immer geliebt habe, ist der sanfte Widerstand, den das Papier meiner Feder entgegensetzt. Das hindert mich daran, zu schnell zu schreiben.

Und es gibt mir das Gefühl, als würden sich meine Empfindungen und Gedanken direkt in meinem Heft ausdrücken. Etwas Bleibendes und Authentisches entsteht: eine sich allmählich aneinanderreihende Kette der Zustände meines Lebens. Ich war ja immer am Thema Langsamkeit interessiert, habe mir alle Bücher gekauft, die dazu in den letzten Jahren auf dem Markt erschienen sind. Das hat mich alles überzeugt: Die Kritik an der immer schneller werdenden Kommunikation im Internet, am gedankenlosen, blitzhaften Umschlag von Meinungen und Daten. Aber Jonas, mein „Laptop-Enkel“ ist ja eigentlich ein ziemlich aufgeweckter Bursche.

Erzählerin:

Gary Smalls kleines Google-Experiment führte allerdings zu derart überschwänglichen Reaktionen, dass der Forscher sich genötigt sah, auf die Euphoriebremse zu treten:

O- Ton 16 (Small)

The international headlines were:“ Google is making us smart“ .. the content and the novelty of the task.

Zitator 1 (overvoice) In den internationalen Zeitungen gab es nach unserer Studie Schlagzeilen wie „Googeln macht uns klug!“ Das ist aber doch sehr vereinfacht. Es kann zwar sein, dass online-Recherche das Gehirn trainiert. Aber das Gehirn ist ein sehr komplexes Organ und die digitale Technik ist sehr vielfältig. Es geht also wohl nicht nach dem Prinzip:“ Entweder – oder,“ sondern der Effekt auf das Gehirn hängt vom Inhalt einer Aufgabe ab und auch davon, wie neu sie für jemanden ist.

Erzählerin:

Gary Small hat durch seine Vision von einer “digitalen Intelligenzsteigerung” wohl mit dazu beigetragen, dass die Idee eines Evolutionsschubs des menschlichen Gehirns durch die Welt geistert. Natürlich weiß Small als Wissenschaftler auch, dass eine solche Evolution mehrere Jahrhunderte benötigen würde.

Außerdem ist zu erwarten, dass sich die entsprechenden neuronalen Verbindungen im Gehirn rasch wieder zurückbilden, sobald man aufhört, digital tätig zu sein – so wie bei anderen Fertigkeiten auch.

Wenn also die älteren, die “digitalen Immigranten” in puncto Flexibilität mit den “digitalen Eingeborenen” mithalten wollen, müssen sie sich nach Gary Small wirklich anstrengen. Ein bisschen herumgoogeln genügt nicht. Sie müssen sich systematisch in die neuen Medien einarbeiten und auch anspruchsvolle Aufgaben angehen. Dabei gilt: je älter Gehirne sind, desto mehr muss geübt werden, wenn etwas Neues zu lernen ist.

Regie: Atmo 1 Handy-Ton

Erzählerin:

Allerdings müssten sich, sagt Neurowissenschaftler Small, auch die “digital natives” anstrengen und verändern. Denn ihre Gehirne würden zwar quasi wie von selbst digital präpariert. Dafür drohen ihnen andere Mängel.

Regie: Musik 1

O-Ton 17 (Nico)

Hieß Lofus das Spiel. Ist gar nicht so populär, aber ich würde sagen, das hat sicher mit das höchste Suchtpotenzial. Ich hab' für meine zentrale Abschlussprüfung lernen

sollen- ich hoffe, meine Mutter hört das jetzt nicht – ich hab' quasi nichts dafür getan, sondern nur gezockt.

O- Ton 18 (Small)

When you look at ... increases other areas of the brain.

Zitator 1 (overvoice)

Studien über Videospiele zeigen, dass dabei die Stirnhirnregionen herunterreguliert werden, dafür steigt die Aktivität anderer Areale an.

Erzählerin:

Die Stirnhirnregionen sind für höhere geistige Leistungen wie Planen, Erinnern, Reflektieren zuständig, aber auch für das Überdenken der sozialen Folgen des eigenen Handelns. Bei Computerspielen scheinen sie wenig beansprucht zu werden. Stattdessen werden Areale für schnelle, reflexhafte Reaktionen trainiert, die Aufmerksamkeit wird eher flüchtig.

[Regie: Musik 1

O- Ton 19 (Nico)

Die Geschichte soweit ist uninteressant, man läuft durch die Gegend und kämpft gegen Skelette und das Ganze ist halt lustig verpackt.]

O- Ton 20 (Hüther)

In dem Augenblick, wo Kinder die Erfahrung machen – und Erwachsene machen es ihnen ja häufig vor dem Fernseher selbst vor – dass man, wenn man Frust hat, dann einfach mal 'ne Stunde ballert und dann einfach ein schönes interessantes Computerspiel hat und dann die Langeweile weggeht, dann missbraucht man das Gerät zur Affektregulation. Da könnte man sagen, das ist ja auch noch nicht so schlimm. Das Problem ist nur, dass wir die Affektregulation ja nicht brauchen, um sie vor einem Computer zu beherrschen, sondern im Zusammenleben mit anderen Menschen.

Erzählerin:

Ein Team um den amerikanischen Neurowissenschaftler Antonio Damasio hat vor kurzem gezeigt: Das Gehirn benötigt sechs bis acht Sekunden, um Geschichten, in denen die soziale und psychische Situation anderer Menschen beschrieben wird, adäquat aufzunehmen und zu verstehen. Die Wissenschaftler schließen daraus: Wenn - wie bei den digitalen Medien - Informationen sehr schnell vermittelt werden, ist es schwer, sich emotional in den Zustand anderer Menschen einzufühlen. Gary Small meint, dass auch das Chatten in virtuellen Netzwerken den direkten zwischenmenschlichen Kontakt verkümmern lässt. Etwa im Schüler-VZ, einem beliebten sozialen Netzwerk.

Regie: Musik 1

O- Ton 21 (Hannah)

Also das finde ich eigentlich ganz interessant, wenn man dann plötzlich mit irgendeinem Mädchen aus Hamburg schreibt, die man eigentlich gar nicht kennt. Ich find', das hat immer so einen Anreiz, wenn man nicht genau weiß, ob die wirklich existiert oder wer

das jetzt eigentlich ist. Ob die sich nur so darstellt.

Erzählerin:

Die "digitalen Eingeborenen", meint Gary Small, könnten eine ernstes Manko im zwischenmenschlichen Bereich entwickeln. Denn ihre Hirnareale, die mit direkter face-to-face-Kommunikation, also auch mit dem nichtsprachlichen Erkennen von Gefühlsäußerungen zu tun haben, würden zu wenig beansprucht. Das hemme die Empathie. [Also fordert Small:

O-Ton 22 (Small)

The goal is to bridge ... human contact face-to-face-skills.

Zitator 1 (overvoice)

Das Ziel muss sein, die von mir sogenannte "soziale Hirn-Lücke" zu überbrücken. Es geht also nicht nur darum, die "digital immigrants" technologisch auszubilden, sondern wir müssen genau so an den zwischenmenschlichen Fähigkeiten der "digital natives" arbeiten.]

Erzählerin:

Der amerikanische Wissenschaftler empfiehlt daher zum Beispiel Kurse, in denen man lernt, anderen zuzuhören, gemeinsam etwas zu unternehmen, nonverbal zu kommunizieren oder sogar zu meditieren. Und er gibt Tipps, wie man vermeidet, vom permanenten Multitasking aufgefressen zu werden und stattdessen zur Ruhe kommt. Seine Empfehlung: Prioritäten setzen, einen festen Arbeitsrhythmus einhalten, Zeit für Kommunikation mit anderen reservieren.

Regie: Musik 2

Zitator 2:

Ich stelle mit gerade vor, wie Enkel Jonas hier an meiner Stelle sitzt, den Füller in der Hand, leicht vornübergebeugt, den Blick ruhig nach innen gerichtet, gedankenverloren seine Zeichen setzend. Unmöglich? Und umgekehrt – könnte ich nicht ebenso ruhig an einem Laptop sitzen?

Regie: Atmo 1 Handy-Ton

Erzählerin:

Zuhörkurse, Empathietraining, "digitale" Ruhephasen – die Vorschläge von Gary Small sind gut gemeint – und wirken zugleich etwas hilflos. Zudem wirft seine Theorie die entscheidende Frage auf, ob es denn tatsächlich eine derart homogene Generation der "digital natives" gibt, die ebenso flexibel wie sozial unterentwickelt ist?

O- Ton 23 (Lampert)

Na ja, wir haben den Begriff auch mal aufgegriffen, um erst mal deutlich zu machen, da findet etwas statt, da findet eine Veränderung statt, da wachsen Kinder und Jugendliche mit Medien heran wie keine Generation zuvor.

Erzählerin:

Claudia Lampert arbeitet am Hans-Bredow-Institut für Medienforschung an der Universität Hamburg. Ihr Hauptarbeitsgebiet ist die Rolle digitaler Medien für die

Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen. Der Begriff „digital natives“ jedoch erzeugt bei ihr gemischte Gefühle.

O- Ton 24 (Lampert)

Ich verwende ihn immer noch, weil ich ihn so schön plastisch finde, aber natürlich darf das nicht darüber hinweg täuschen, dass die Kinder total unterschiedlich sind, sei es der soziale Kontext, seien es die persönlichen Voraussetzungen. Also diese Gegenüberstellung von „digital natives“ und „immigrants“ führt dann natürlich auch schnell dazu, dass man sagt, das sind die „digital natives“, ohne genauer zu gucken: wo sind eigentlich die Unterschiede zwischen den Kindern.

Erzählerin:

Hinter all dem steckt vor allem ein empirisches Problem. Es gibt zwar einige Untersuchungen, die belegen, dass Kinder und Jugendliche immer stärker dazu neigen, mehrere Medien gleichzeitig zu nutzen. Es gibt aber noch keine wirklich aussagekräftigen Zahlen darüber, wie sich das bestimmten sozialen Gruppen zuordnen lässt. Für Christine Feil vom Deutschen Jugendinstitut in München ist der Begriff „digital natives“ daher vorschnell und insgesamt zu ungenau.

O-Ton 25 (Feil)

Im Kinder- und im frühen Jugendalter ist es eigentlich so, dass es keine „digital natives“ gibt, schlicht und einfach deshalb, weil das Internet den Kindern und auch im frühen Jugendalter von den Eltern zugänglich gemacht wird und es eigentlich Voraussetzung ist, dass die Eltern selber das Internet nutzen. Es ist auch so, dass sehr viele Kinder und Jugendliche Schwierigkeiten haben im Umgang mit dem Internet, insbesondere wenn es um die Information geht - haben Erwachsene auch, also das Suchverhalten ist sehr ähnlich - und es ist eigentlich so, dass die Kinder und Jugendlichen sehr viel mehr Unterstützung bräuchten, auch sehr viel mehr rationelles Wissen, wie das Internet funktioniert und eigentlich technologisches Knowhow. Da mangelt es und da gibt es dann natürlich auch schon Unterschiede nach Bildung, dass Kinder schlicht und einfach in den weiterführenden Schulen allein über den Informatikunterricht einen anderen Zugang zu den digitalen Medien finden als die anderen, das Problem gibt es.

Erzählerin:

Manche Jugendliche nutzen den PC also nur sehr gezielt und nebenbei – und manche Erwachsene tummeln sich nächtelang in Blogs und Chats und wickeln einen Gutteil ihres Lebens über das Internet ab.

Für Christine Feil heißt die Devise daher: mehr Differenzierung bei der Untersuchung des Medienverhaltens und der Etikettierung einer ganzen Generation.

Regie: Musik 1

O- Ton 26 (Hannah)

Für mich ist wichtig, dass es eine gesunde Mischung aus Unterhaltung und Information gibt.

Erzählerin:

Zwar gehen Gymnasiasten in der Regel reflektierter mit den digitalen Medien um. Sie geben zum Beispiel nicht alles von sich in Chat-Programmen preis und nutzen die Medien auch zur Bildung. Aber auch Haupt- und Realschüler versumpfen natürlich nicht

alle passiv in Computerspielen. Wenn genügend Unterstützung da ist oder sie berufliche Ziele damit verfolgen, gehen auch sie zielbewusst und sinnvoll mit den Medien um. Somit gibt es bereits innerhalb der Gruppe der jungen "digital natives" verschiedene Entwicklungen, die dem Bild widersprechen, hier drehe sich alles nur um Schnelligkeit und flüchtigen Konsum. Vor allem die Annahme, die Jugendlichen würden nur noch virtuellen, unpersönlichen Kontakt miteinander pflegen, scheint so nicht zu stimmen. Jan-Hinrik Schmidt, Soziologe am Hamburger Bredow-Institut:

O- Ton 27 (Schmidt)

Wir haben Jugendliche befragt für verschiedene soziale Situationen: welchen Kanal ziehst du vor, wenn du die Wahl hast, wenn du dich mit Leuten verabreden möchtest: face- to- face, übers Handy, übers Internet? Oder was machst du, wenn du einen Beziehungsstreit klären möchtest, was machst du, wenn du dich mit Freunden einfach austauschen, tratschen möchtest. Und in all diesen Fällen, mit einer Ausnahme - das Verabreden - hatte das face- to- face -Gespräch, also das persönliche Gespräch die höchsten Werte!

Regie: Musik 1

O- Ton 28 (Nico)

Ich bin da nur aktiv, um zu Leuten Kontakt zu halten, die weit weg wohnen, also sonst nicht.

O- Ton 29 (Hannah)

Ich nehm' eigentlich nur Freundschaftseinladungen an von Leuten, die ich persönlich kenne, einfach weil die dann in der Lage sind, meine komplette Seite zu sehen - ich find das sinnlos, wenn mir einfach irgendjemand, den ich nicht kenne, einfach 'ne Freundschaftseinladung schickt.

Erzählerin:

Auch die Vorstellung, dass die Jugendlichen heutzutage ganz selbstverständlich jeden Tag im Netz herumsurfen, trifft nicht die Realität. Christine Feil:

O- Ton 30 (Feil)

Also es ist nur ein kleiner Teil der Kinder täglich im Netz, sogar bei den Älteren sind das ungefähr nur 25 Prozent. Nur bei den Kindern, die einen eigenen Computer mit eigenem Internetanschluss haben, sind es etwas mehr. Aber es ist schlicht und einfach so, dass die Nutzungshäufigkeit dann einfach diesen Anteil relativiert.

Regie: Musik 2

Zitator 2:

Mein alter Freund Georg hat vor zwei Jahren von seinem Sohn einen Computer geschenkt bekommen. Dann hat er angefangen, Videofilme zu drehen, sie im PC selber zu schneiden und per Internet zu verschicken. Er surft auch so ganz schön herum. Und das mit zweiundachtzig! Tagebuch schreibt er aber immer noch.

Erzählerin:

Neuere Studien zeigen: Es gibt immer mehr Nutzer, die mit dem Internet zielbewusst und aktiv umgehen, und zwar über die Generationen hinweg. Und vor allem bei den

über 50jährigen steigt die Zahl der Internetnutzer stetig an. Fast jeder Zweite von ihnen ist inzwischen online. Es scheint also einen gesellschaftlichen Lerneffekt im Umgang mit den digitalen Medien zu geben, zumindest im Ansatz.

Regie: Musik 2

Zitator 2:

Ich habe keine Ahnung, wie weit ich mich in die digitale Welt hinein begeben werde. Das Tagebuch und die Suche nach konzentrierter Ruhe werde ich sicher nicht aufgeben. Aber ein paar mal darf mich mein Enkel schon noch am PC unterrichten. Ich bin jedenfalls auf die Reaktion gespannt, wenn mein alter Freund Georg plötzlich von mir eine Email bekommt!

Erzählerin:

Mediensoziologen und Medienpädagogen verstehen die Begriffe „digital natives“ und „digital immigrants“ also weniger als objektive Beschreibungen für eine gespaltene Gesellschaft. Sie benutzen sie eher, um auf ein Problem hinzuweisen: Wie verhindert man, dass die digitalen Medien Bildungsunterschiede zementieren?

Neurowissenschaftliche Studien wie die von Gary Small können helfen, das Problembewusstsein zu schärfen. Sie sollten aber nicht vorschnell verallgemeinert werden. In Zukunft sind wohl eher genaue empirische Studien über das digitale Medienverhalten nötig als grobkörnige, pauschale Theorien über die Unterschiede zwischen den Generationen.

* * * * *